



#56 Coming-out Pascal

„Ich habe gemerkt: Dieses System passt nicht mehr zu meinem Leben.“

Ich glaube, dieser Text ist für mich eine Art Coming-out. Natürlich nicht im klassischen Sinne, sondern eher das Eingeständnis, dass ich mich mit dem Lebensmodell, das in Deutschland oft als sicher, vernünftig und erstrebenswert gilt, immer weniger identifizieren kann.

Dabei hätte mein beruflicher Weg eigentlich kaum klassischer beginnen können. Ich habe meine Ausbildung zum KFZ-Mechatroniker bei einer Stadtverwaltung angefangen und nach der Ausbildung aufgrund der damaligen tariflichen Vereinbarung noch einen auf ein Jahr befristeten Anschlussvertrag bekommen. Das klang zunächst nach einem ziemlich sicheren Einstieg ins Berufsleben. Man arbeitet bei der Stadt, bekommt regelmäßig sein Gehalt, hat



einen Tarifvertrag und muss sich, zumindest theoretisch, nicht ständig Gedanken darüber machen, wie es im nächsten Monat weitergeht.

Nach ungefähr acht Monaten in diesem Jahresvertrag wollte ich dann aber natürlich wissen, was danach passiert. Immerhin waren nur noch wenige Monate übrig und ich musste irgendwann planen können. Die Aussage war eigentlich immer dieselbe: Meine Stelle sei sicher und ich müsse mir keine Gedanken machen. Das Problem war nur, dass mir niemand etwas Schriftliches geben konnte. Auf dem Papier war also genau gar nichts sicher.

Irgendwann habe ich mich gefragt, warum ich meine Zukunft auf mündliche Aussagen aufbauen sollte, wenn es am Ende möglicherweise doch anders kommt. Also habe ich mich intern bei der Stadt nach anderen Möglichkeiten umgesehen und mich auf verschiedene Stellen beworben. Auf diesem Weg bin ich schließlich im IT-Bereich der Stadtver-



waltung gelandet.

Damit war die Sache allerdings noch nicht ganz erledigt. Damit ich die Stelle dauerhaft bekommen konnte, musste ich zusätzlich noch einmal eine verwaltungsbezogene Weiterbildung absolvieren, den Verwaltungswirt. „Freiwillig“ war das natürlich insofern, als ich selbst entscheiden konnte, ob ich die Weiterbildung machen möchte. Die Alternative wäre allerdings gewesen, die Stelle nicht zu bekommen. Von daher hielt sich meine Begeisterung über diese Freiwilligkeit in Grenzen.

Ich habe das Ganze trotzdem durchgezogen. Mein Motto während dieser Zeit war nicht unbedingt akademischer Ehrgeiz, sondern eher: 4 gewinnt. :-P Es hat funktioniert, ich habe die Weiterbildung abgeschlossen und hatte danach eine vergleichsweise sichere Stelle im IT-Bereich der Stadtverwaltung.

Eigentlich hätte meine berufliche Geschichte an



dieser Stelle für die nächsten Jahrzehnte feststehen können.

Ich hatte einen sicheren Arbeitsplatz, ein regelmäßiges Einkommen, tarifliche Strukturen und einen Arbeitgeber, bei dem man theoretisch bis zur Rente bleiben konnte. Genau das, was viele Eltern ihren Kindern vermutlich wünschen würden.

Nur habe ich irgendwann gemerkt, dass Sicherheit alleine für mich nicht reicht.

Wenn aus Arbeit immer mehr Verwaltung wird.

Ungefähr fünf Jahre habe ich im IT-Bereich gearbeitet. Die eigentliche IT-Arbeit hat mir dabei grundsätzlich Spaß gemacht. Was mich immer mehr gestört hat, waren die Strukturen drumherum.

Unsere eigenen Befugnisse wurden aus meiner Sicht zunehmend eingeschränkt. Dinge, die wir frü-



her selbst erledigen konnten, sollten immer häufiger über andere Dienstleister beziehungsweise die IT-Strukturen der Stadtwerke laufen. Dadurch wurde vieles komplizierter und langsamer.

Statt ein Problem selbst zu lösen, musste man immer häufiger Prozesse einhalten, Zuständigkeiten prüfen oder Aufgaben weitergeben.

Ich hatte zunehmend das Gefühl, zwar für Dinge verantwortlich zu sein, gleichzeitig aber immer weniger selbst entscheiden zu dürfen.

Und irgendwann begann ich, mir eine ziemlich einfache Frage zu stellen: Will ich das wirklich noch die nächsten 30 oder 40 Jahre machen?

Natürlich wusste ich, was ich damit aufs Spiel setzte. Ein sicherer Arbeitsplatz bei einer Stadtverwaltung ist etwas, das viele Menschen niemals freiwillig aufgeben würden. Man weiß, wann das



Gehalt kommt, wie viel Urlaub man hat und ungefähr, wie das nächste Jahr aussehen wird.

Genau darin lag für mich irgendwann aber auch das Problem.

Ich wusste zu genau, wie mein Leben wahrscheinlich aussehen würde, wenn ich einfach weitermache.

Also habe ich gekündigt.

Das war das erste Mal, dass ich meinen sicheren Arbeitsplatz bei der Stadt freiwillig aufgegeben habe.

Raus aus der Sicherheit und rein in die Welt

Mein Plan danach war eigentlich relativ simpel: Ich wollte reisen.



Nicht zwei oder drei Wochen Urlaub machen und danach wieder zurück an denselben Schreibtisch, sondern wirklich raus. Abstand gewinnen, neue Länder sehen und einmal herausfinden, wie sich ein Leben anfühlt, das nicht von Dienstplänen, Urlaubstagen und festen Arbeitszeiten bestimmt wird.

Also bin ich auf Weltreise gegangen.

Leider lief das Ganze deutlich anders als geplant. Nach ungefähr 80 Tagen hat es mich gesundheitlich ziemlich zerlegt und ich musste die Reise abbrechen und zurück nach Deutschland kommen.

Und als wäre das Timing nicht schon perfekt genug gewesen, begann kurz danach Corona.

Damit waren viele meiner ursprünglichen Pläne zunächst erledigt.



Ich war wieder in Deutschland und stand vor der Frage, wie es beruflich weitergeht. Da ich noch einige Kontakte aus meiner früheren Zeit bei der Stadt hatte, habe ich diese genutzt und bin tatsächlich wieder in die Stadtverwaltung zurückgekehrt.

Dieses Mal allerdings nicht mehr in die IT, sondern ins Ordnungsamt.

Die Zeit im Ordnungsamt hat meine Sicht verändert

Die Corona-Zeit war vermutlich für fast niemanden einfach. Es gab ständig neue Regeln, Verordnungen und Maßnahmen, gleichzeitig enorme Unsicherheit und eine zunehmend aufgeheizte Stimmung in der Bevölkerung.

Im Ordnungsamt war man genau an der Stelle, an der politische Entscheidungen und Verwaltungsvorgaben auf den Alltag der Menschen trafen.



Und genau dort habe ich für mich Dinge erlebt, die meine Sicht auf staatliche Strukturen nachhaltig verändert haben.

Ich hatte häufig das Gefühl, dass für Fingerspitzengefühl nur sehr wenig Platz vorhanden war. Natürlich gibt es Regeln, und natürlich muss eine Verwaltung diese umsetzen. Nur sind Menschen eben keine Aktenzeichen und reale Situationen passen nicht immer perfekt in eine Verordnung.

Trotzdem lief es aus meiner Wahrnehmung häufig darauf hinaus, dass Vorgaben umzusetzen waren, unabhängig davon, ob man persönlich die jeweilige Situation vielleicht anders bewertet hätte.

Gleichzeitig fehlte mir der Rückhalt für diejenigen, die draußen tatsächlich mit den Menschen diskutieren mussten.

Die Bürger waren teilweise wütend auf die Maß-



Und genau dort habe ich für mich Dinge erlebt, die meine Sicht auf staatliche Strukturen nachhaltig verändert haben.

Ich hatte häufig das Gefühl, dass für Fingerspitzengefühl nur sehr wenig Platz vorhanden war. Natürlich gibt es Regeln, und natürlich muss eine Verwaltung diese umsetzen. Nur sind Menschen eben keine Aktenzeichen und reale Situationen passen nicht immer perfekt in eine Verordnung.

Trotzdem lief es aus meiner Wahrnehmung häufig darauf hinaus, dass Vorgaben umzusetzen waren, unabhängig davon, ob man persönlich die jeweilige Situation vielleicht anders bewertet hätte.

Gleichzeitig fehlte mir der Rückhalt für diejenigen, die draußen tatsächlich mit den Menschen diskutieren mussten.

Die Bürger waren teilweise wütend auf die Maß-



nahmen. Die Politik traf Entscheidungen. Die Verwaltung gab die Vorgaben weiter. Und irgendwo dazwischen standen diejenigen, die erklären und durchsetzen sollten, was beschlossen worden war.

Wertschätzung habe ich in dieser Zeit persönlich nur begrenzt wahrgenommen.

Was mich ebenfalls gestört hat, war, dass eine eigene Meinung in dieser Funktion verständlicherweise kaum eine Rolle spielen durfte. Man repräsentiert die Behörde und setzt geltendes Recht beziehungsweise Vorgaben um.

Das ist sachlich nachvollziehbar.

Für mich persönlich bedeutete es aber irgendwann, dass ich mich mit meiner eigenen Arbeit immer weniger identifizieren konnte.

Und so habe ich zum zweiten Mal meine Stelle bei



der Stadt aufgegeben.

Wenn man denkt, Selbstständigkeit bedeutet mehr Freiheit

Nach dieser Erfahrung stand für mich fest, dass ich meinen eigenen Weg gehen möchte.

Wenn ich schon Probleme damit habe, ständig innerhalb fremder Strukturen zu arbeiten, dann wollte ich zumindest ausprobieren, wie es ist, selbst etwas aufzubauen.

Also habe ich mich in Deutschland selbstständig gemacht.

Und damit meine ich nicht irgendein kleines Nebenprojekt, das ein paar Stunden im Monat läuft.

Ich war auf mehr als 20 Messen als Aussteller vertreten, habe einen eigenen Firmenstandort mit Ver-



kaufsfäche aufgebaut, Ware eingekauft, Kunden gewonnen und Mitarbeiter beschäftigt. Ich habe Geld, Zeit und sehr viel Energie investiert, um aus einer Idee ein richtiges Unternehmen aufzubauen.

Ich hatte durchaus erwartet, dass Selbstständigkeit anstrengend wird. Natürlich wusste ich, dass man als Unternehmer Steuern zahlen, Buchhaltung machen und bestimmte Vorgaben beachten muss.

Was mich allerdings überrascht hat, war die Art und Weise, wie schnell man das Gefühl bekommen kann, sich ständig rechtfertigen zu müssen.

Trotz meines tatsächlichen Geschäftsbetriebs kam es mehrfach zu Unternehmensprüfungen und unter anderem zum Verdacht, ob meine Tätigkeit vielleicht als Liebhaberei einzustufen sei.

Das fand ich schon ziemlich bemerkenswert.



Da investiert jemand Geld, stellt auf mehr als 20 Messen aus, mietet beziehungsweise betreibt einen Firmenstandort mit Verkaufsfläche, beschäftigt Mitarbeiter und versucht aktiv, Umsatz zu generieren – und trotzdem steht irgendwann die Frage im Raum, ob man das möglicherweise einfach nur zum Spaß macht.

Natürlich verstehe ich, dass Behörden prüfen müssen und dass es Regeln dafür gibt, wann eine Tätigkeit steuerlich als Unternehmen anerkannt wird.

Aber irgendwann entsteht trotzdem ein ungutes Gefühl.

Du trägst als Selbstständiger das komplette wirtschaftliche Risiko. Wenn das Unternehmen nicht läuft, zahlt dir niemand dein Gehalt weiter. Wenn du schlechte Entscheidungen triffst, bezahlst du sie selbst. Wenn du mehr arbeiten musst, interessiert es niemanden, ob du gerade 40, 60 oder 80



Stunden in der Woche investierst.

Und gleichzeitig musst du immer wieder beweisen, dass du das Ganze ernst meinst.

Der Punkt, an dem für mich endgültig etwas gekippt ist

Besonders absurd wurde es für mich später bei einer Auseinandersetzung mit einer Behörde rund um das Thema Mindestlohn.

Es kam zu dem Vorwurf, dass ich möglicherweise gegen Mindestlohnvorschriften verstoßen hätte.

Meine Mitarbeiter bekamen zu diesem Zeitpunkt 16 Euro pro Stunde.

Trotzdem stand zeitweise ein Bußgeld von über 15.000 Euro im Raum.



Ich möchte an dieser Stelle gar nicht versuchen, den gesamten rechtlichen Vorgang öffentlich auseinanderzunehmen. Dafür gibt es Akten, unterschiedliche Sichtweisen und juristische Details.

Aber für mich persönlich war diese Geschichte ein weiterer Punkt, an dem ich mich gefragt habe, warum ich mir das eigentlich noch antue.

Es ging irgendwann nicht mehr um diesen einen Vorgang.

Es war die Summe der Erfahrungen.

Erst der öffentliche Dienst, in dem Eigenverantwortung aus meiner Sicht immer stärker eingeschränkt wurde. Danach die Erfahrungen während Corona. Anschließend der Versuch, selbst etwas aufzubauen, gefolgt von Prüfungen, Unterstellungen und immer neuen bürokratischen Anforderungen.



Ich möchte an dieser Stelle gar nicht versuchen, den gesamten rechtlichen Vorgang öffentlich auseinanderzunehmen. Dafür gibt es Akten, unterschiedliche Sichtweisen und juristische Details.

Aber für mich persönlich war diese Geschichte ein weiterer Punkt, an dem ich mich gefragt habe, warum ich mir das eigentlich noch antue.

Es ging irgendwann nicht mehr um diesen einen Vorgang.

Es war die Summe der Erfahrungen.

Erst der öffentliche Dienst, in dem Eigenverantwortung aus meiner Sicht immer stärker eingeschränkt wurde. Danach die Erfahrungen während Corona. Anschließend der Versuch, selbst etwas aufzubauen, gefolgt von Prüfungen, Unterstellungen und immer neuen bürokratischen Anforderungen.



Irgendwann hatte ich schlicht das Gefühl, einen immer größeren Teil meiner Energie nicht mehr in meine eigentliche Arbeit zu stecken, sondern darin, mich gegenüber dem System abzusichern, Dinge zu dokumentieren oder mich zu erklären.

Und dann kam noch ein Erlebnis dazu, das für mich wahrscheinlich am besten zeigt, warum ich inzwischen so kritisch auf dieses System schaue.

Jahrelang eingezahlt – und trotzdem kein Anspruch

Ich habe jahrelang in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt.

Zunächst ganz klassisch während meiner Zeit als Angestellter. Später habe ich auch als Selbstständiger freiwillig weiter in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt.



Für mich war das eigentlich der logische Weg.

Ich wusste schließlich, dass Selbstständigkeit Risiken mit sich bringt. Also wollte ich auch als Selbstständiger vorsorgen und nicht einfach darauf hoffen, dass schon alles gutgeht.

Und genau dafür ist eine Versicherung doch eigentlich da.

Man zahlt ein, solange es läuft, damit man im Fall der Fälle für eine gewisse Zeit abgesichert ist.

Zumindest war das mein Verständnis.

Als ich die Leistung dann tatsächlich einmal gebraucht hätte, ging es nicht darum, monatelang auf Staatskosten zu leben. Ich brauchte lediglich eine kurze Überbrückung von ungefähr einem Monat.

Dann stellte sich allerdings heraus, dass meine



Beitragszeiten nicht so zusammengezählt wurden, wie ich es als normal denkender Mensch erwartet hätte.

Während meiner Selbstständigkeit hatte ich zehn Monate freiwillig selbst in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt. Zusätzlich hatte ich innerhalb des maßgeblichen Zeitraums aus einem Angestelltenverhältnis ebenfalls zehn Monate Beitragszeit.

Für mich bedeutet das zunächst einmal ganz einfach: Ich habe insgesamt 20 Monate Beiträge geleistet.

Nur funktionieren Versicherungs- und Sozialrecht offenbar nicht zwingend so, wie ein normaler Mensch rechnen würde.

Die Beiträge aus der freiwilligen Arbeitslosenversicherung als Selbstständiger und die Beiträge aus meinem Angestelltenverhältnis wurden in meinem



Fall nicht einfach miteinander kombiniert, um daraus einen Anspruch zu bilden. Gleichzeitig erfüllten die jeweiligen Beitragszeiten für sich genommen die Anforderungen nicht.

Also hatte ich am Ende trotz der ganzen Einzahlungen keinen Anspruch.

Und genau da habe ich mich wirklich gefragt, was der Sinn dieses Systems eigentlich sein soll.

Solange ich einzahle, ist mein Geld willkommen.

Ob ich als Angestellter einzahle oder mich als Selbstständiger freiwillig absichere, spielt beim Abbuchten der Beiträge erst einmal keine große Rolle für mein Gefühl: Das Geld ist weg und fließt in das System.

In dem Moment aber, in dem man selbst eine Leistung benötigt, werden plötzlich verschiedene Kate-



gorien daraus.

Dann heißt es sinngemäß: Diese Beiträge stammen aus diesem Versicherungsverhältnis, jene Beiträge aus einem anderen, die Voraussetzungen wurden hier nicht erfüllt und dort fehlen ebenfalls Monate.

Natürlich weiß ich, dass gesetzliche Versicherungen keine persönlichen Sparkonten sind. Ich weiß auch, dass Leistungen an klare gesetzliche Voraussetzungen gebunden sind und nicht einfach danach vergeben werden, wie viel jemand irgendwann einmal eingezahlt hat.

Trotzdem bleibt bei mir ein ziemlich bitterer Beigeschmack.

Denn genau in dieser Situation hätte ich die Absicherung gebraucht, für die ich freiwillig weiter Beiträge gezahlt hatte.



Nicht für ein Jahr.

Nicht für sechs Monate.

Sondern für einen kurzen Übergang.

Und ich stand am Ende trotzdem ohne Leistung da.

Für mich war das wieder einer dieser Momente, in denen ich das Gefühl hatte, vom Staat beziehungsweise vom System im Stich gelassen zu werden.

Man erwartet von Menschen, dass sie flexibel sind. Wir sollen uns weiterbilden, den Beruf wechseln, selbstständig werden, Risiken eingehen, neue Arbeitsmodelle ausprobieren und Verantwortung für unser eigenes Leben übernehmen.

Aber sobald der eigene Lebenslauf nicht mehr sauber aus jahrzehntelanger sozialversicherungs-



pflichtiger Beschäftigung bei einem einzigen Arbeitgeber besteht, merkt man teilweise sehr schnell, wie wenig flexibel viele Strukturen selbst sind.

Mein Lebenslauf passt mittlerweile nicht mehr in dieses klassische Schema.

Ich war Angestellter, habe gekündigt, war auf Weltreise, bin zurückgekommen, habe wieder als Angestellter gearbeitet, mich anschließend selbstständig gemacht, später wieder andere Beschäftigungsmodelle ausprobiert und möchte zukünftig noch stärker international arbeiten.

Und genau das möchte ich auch.

Ich möchte nicht mein Leben so gestalten, dass es möglichst gut in irgendwelche Formulare passt.

Vielleicht ist genau das mein eigentliches Problem



mit Deutschland

Über die Jahre habe ich immer stärker gemerkt, dass mein Problem wahrscheinlich gar nicht nur einzelne Behörden, einzelne Gesetze oder einzelne schlechte Erfahrungen sind.

Es ist vielmehr die Frage, welches Leben ich eigentlich führen möchte.

Deutschland bietet ohne Frage sehr viel.

Es gibt eine funktionierende Infrastruktur, soziale Absicherung, ein vergleichsweise gutes Gesundheitssystem, Schulen, Universitäten, Sicherheit und einen Staat, der grundsätzlich funktioniert.

Ich möchte deshalb auch gar nicht in diese typische Erzählung verfallen, dass in Deutschland alles schlecht sei und irgendwo anders auf der Welt alles perfekt wäre.



Das wäre schlicht Unsinn.

Ich habe inzwischen genug Länder gesehen, um zu wissen, dass jedes Land seine eigenen Probleme hat.

In manchen Ländern ist die Bürokratie schlimmer als in Deutschland. In anderen ist Korruption ein echtes Problem. Wieder andere bieten kaum soziale Absicherung oder politische Stabilität.

Es gibt kein perfektes Land.

Aber darum geht es mir inzwischen auch gar nicht mehr.

Ich suche nicht das perfekte Land.

Ich suche ein System, das möglichst gut zu meinem Leben passt.



Und genau da hat sich meine Denkweise in den vergangenen Jahren grundlegend verändert.

Früher habe ich mich gefragt, wie ich mein Leben innerhalb Deutschlands möglichst gut organisieren kann.

Heute frage ich mich eher, in welchem Land beziehungsweise innerhalb welcher internationalen Struktur ich das Leben führen kann, das ich tatsächlich führen möchte.

Das ist ein völlig anderer Ausgangspunkt.

Mein eigentliches Coming-out

Vielleicht ist genau das mein Coming-out.

Ich möchte mein Leben nicht mehr danach ausrichten, was in Deutschland als vernünftig gilt.



Ich möchte nicht automatisch davon ausgehen, dass der richtige Lebensweg daraus besteht, einen sicheren Arbeitsplatz zu finden, ein Haus zu finanzieren, 30 Jahre lang in dieselbe Rentenversicherung einzuzahlen und irgendwann darauf zu hoffen, dass am Ende genug übrig bleibt.

Für viele Menschen ist genau dieses Leben richtig.

Und daran ist überhaupt nichts falsch.

Für mich ist es das inzwischen aber nicht mehr.

Ich möchte reisen und möglichst viel von der Welt sehen. Ich möchte Unternehmen aufbauen und mich auch geschäftlich international aufstellen. Ich möchte nicht davon abhängig sein, dauerhaft an einem bestimmten Ort leben zu müssen, nur weil sich dort zufällig meine Firma oder mein Arbeitsplatz befindet.



Ich möchte möglichst frei entscheiden können,
wo ich meine Zeit verbringe, woran ich arbeite und
welche Projekte ich aufbaue.

Natürlich bedeutet Freiheit nicht, dass man keine
Verantwortung mehr hat.

Im Gegenteil.

Wer diesen Weg geht, muss sich vermutlich sogar
noch viel intensiver mit Themen wie Steuern, Auf-
enthaltsrechten, Versicherungen, Unternehmens-
strukturen und gesetzlichen Regelungen beschäfti-
gen.

Man kann nicht einfach Deutschland verlassen und
glauben, ab morgen gäbe es keine Regeln mehr.

Das ist nicht mein Ziel.



Mein Ziel ist vielmehr, bewusster zu entscheiden, welchen Regeln ich mich unterstelle.

Ich möchte das System passend zu meinem Leben auswählen

Das ist wahrscheinlich die größte Veränderung in meinem Denken.

Früher habe ich versucht, mein Leben so zu gestalten, dass es in das vorhandene System passt.

Heute möchte ich versuchen, das System so auszuwählen, dass es zu meinem Leben passt.

Das bedeutet nicht, dass ich Steuern vermeiden oder gesellschaftliche Verantwortung grundsätzlich ablehnen möchte. Es bedeutet vielmehr, dass ich nicht mehr automatisch davon ausgehe, dass Deutschland der Mittelpunkt meines gesamten privaten und geschäftlichen Lebens sein muss, nur



weil ich hier geboren wurde.

Warum sollte ich mein Unternehmen zwingend in Deutschland führen, wenn ein anderes Land für mein Geschäftsmodell besser geeignet ist?

Warum sollte ich meinen dauerhaften Wohnsitz zwingend hier haben, wenn ich den Großteil des Jahres unterwegs bin?

Warum sollte mein gesamtes Leben auf ein einziges Land ausgerichtet sein, wenn meine Arbeit, meine Projekte und meine Interessen zunehmend international sind?

Genau mit solchen Fragen beschäftige ich mich inzwischen.

Und ich stehe dabei noch ziemlich am Anfang.

Ich habe nicht für alles eine fertige Lösung. Ich



weiß noch nicht genau, wo ich langfristig leben werde. Ich weiß auch nicht, welches Land am Ende für mich das richtige sein wird oder wie meine Unternehmensstruktur in einigen Jahren aussieht.

Vielleicht werde ich manche Entscheidungen treffen und später feststellen, dass sie falsch waren.

Das gehört dazu.

Aber ich möchte mir zumindest die Freiheit nehmen, diese Entscheidungen selbst zu treffen.

Sicherheit ist nicht automatisch Freiheit

Wenn ich rückblickend auf meinen bisherigen Weg schaue, finde ich es eigentlich ziemlich interessant, wie sehr sich meine Vorstellung von Sicherheit verändert hat.

Früher bedeutete Sicherheit für mich einen unbe-



fristeten Arbeitsplatz, ein regelmäßiges Gehalt und einen Arbeitgeber, bei dem ich theoretisch bis zur Rente hätte bleiben können.

Heute sehe ich das anders.

Denn was passiert, wenn sich der Arbeitsplatz verändert und man dort nicht mehr glücklich ist?

Was passiert, wenn Gesetze verändert werden?

Was passiert, wenn das eigene Unternehmen plötzlich von Entscheidungen einer Behörde abhängt?

Oder wenn man jahrelang in ein System einzahlt und dann feststellt, dass die erwartete Absicherung aufgrund bestimmter Voraussetzungen doch nicht greift?

Absolute Sicherheit gibt es am Ende sowieso nicht.



Vielleicht besteht meine persönliche Form von Sicherheit deshalb inzwischen eher darin, mehrere Möglichkeiten zu haben.

Nicht von einem einzigen Arbeitgeber abhängig zu sein.

Nicht nur in einem einzigen Land arbeiten zu können.

Nicht mein gesamtes Einkommen aus einer einzigen Quelle zu beziehen.

Und vor allem das Gefühl zu haben, selbst entscheiden zu können, wie mein Leben weitergeht.

Genau deshalb sehe ich meinen Weg heute auch nicht als Flucht aus Deutschland.

Ich laufe nicht vor Deutschland weg.



Ich versuche vielmehr herauszufinden, welche Möglichkeiten außerhalb des klassischen deutschen Lebensmodells existieren.

Vielleicht lande ich irgendwann irgendwo, wo ich nie gedacht hätte zu leben.

Vielleicht werde ich mehrere Länder miteinander kombinieren.

Vielleicht ändere ich meine Meinung in fünf Jahren erneut.

Auch das wäre völlig in Ordnung.

Denn eines habe ich in den vergangenen Jahren gelernt:

Nur weil man sich einmal für einen bestimmten Weg entschieden hat, muss man ihn nicht bis zum Ende gehen.



Ich habe meine Ausbildung abgeschlossen und trotzdem später etwas völlig anderes gemacht.

Ich hatte einen sicheren Arbeitsplatz und habe ihn trotzdem gekündigt.

Ich habe eine Weltreise begonnen und musste sie abbrechen.

Ich bin in den öffentlichen Dienst zurückgekehrt und habe ihn erneut verlassen.

Ich habe mich selbstständig gemacht, bin damit auf die Nase gefallen, habe daraus gelernt und mache trotzdem weiter.

Mein Leben verlief bisher alles andere als geradlinig.

Und inzwischen finde ich das gar nicht mehr



schlimm.

Vielleicht ist genau das mein eigentliches Coming-out:

Ich habe aufgehört, Sicherheit mit Freiheit zu verwechseln – und angefangen, mein Leben nicht mehr danach auszurichten, was auf dem Papier als vernünftig gilt, sondern danach, was für mich tatsächlich funktioniert.

Du möchtest Deine Geschichte mit uns und der Community teilen?

Dann schreibe eine E-Mail an info@staatenlos.ch

Als Dankeschön sponsern wir Dir eine US LLC für ein Jahr, damit Du einen optimalen Start in Dein neues, freies Leben erhältst.